Nummer 259 Freitag, 5. November 1926

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht in die Unterwelt

ROMAN VON ALFRED MACHARD

[9. Fortsetzung.] Copyright by Drei Masken Verlag A.-G., München. [Nachdruck verboten.]

Vinzenz steigt über das Geländer, das hier die Strecke einschließt. Seine Knie sind entsetzlich aufgeschunden, jeder Schritt entreißt ihm einen Klagelaut. Er möchte gern rennen, sobald als möglich den Bahnhof weit hinter sich lassen. Aber er kann kaum gehen.

Und Boubou liegt so schwer auf seinem Kreuz... Wenn er den Buben auf die Erde setzen wollte, so würden sich die Leute in den nächsten Straßen darüber wundern, daß er auf Socken läuft. Er muß Boubou also tragen.

Plötzlich erzittert er... Diese Schuhe, die da im Sarg übrig geblieben sind, wie genau konnten sie den Steckbrief der Polizei vervollständigen: „Ist mit seinem Sohn geflohen. Das Kind hat keine Schuhe an." Er, der alte, in allen Schlichen erfahrene Sträfling, hatte an die Gefahr noch gar nicht gedacht!

„Boubou, wickel die Füße schnell in meinen Rock! ... Oder nein ... noch besser ... steck sie mir in die Taschen!"

Boubous Lebensfreude erwacht wieder mit seinen Kräften.

Er lacht: „Ach ja, Pap ... es ist so lustig, wie auf einem Pferd zu reiten!"

Der Zug ist nun schon lange in den Bahnhof eingefahren.

Das kommt dem Gehetzten nicht ganz geheuer vor, und er bleibt einige Sekunden stehen, um nach dem Perron zu schauen...

Was geht dort vor?

An den Fenstern der Abteile zeigen sich neugierige Gesichter. Auf der Strecke stehen zwei Männer mit ausgespanntem Arm. Sie zeigen auf den Flüchtling. Andere Männer tauchen auf, springen zwischen die Schienen, laufen weiter...

Man hat Alarm geschlagen!

Mut, Vinzenz, rette dich!

Aber die Schmerzen! Seine Knie sind lahm, zerschunden, blutend, wollen ihn nicht mehr tragen. Jeder Schritt entringt ihm ein Stöhnen. Und dabei sollte er laufen. Denn die Verfolger nähern sich. Schon hört er, wie sie alles alarmieren: „Haltet ihn! ... Haltet ihn!"

Mut!

Dort links die große Fabrikmauer wird ihn für einen Augenblick den Blicken seiner Jäger entziehen. Wild und entschlossen beißt Vinzenz die Zähne aufeinander, bezähmt seinen Schmerz und läuft. Endlich! Er läuft!

Boubou, der noch ziemliche Kopfschmerzen hat, legt den Kopf schwer auf die Schulter seines Vaters, nichtsdestoweniger unterhält ihn dieses traurige Rennen. Und Vinzenz hört, wie er in sein Ohr murmelt: „Hü, Papa! ... Sei mein Pferd! ... Hü, hü!"

Das Kind hat den schwarzen Mann schon vergessen.

Doch Vinzenz verlangt: „Schau hinter dich, Boubou! ... Siehst du dort Leute laufen?"

„O ja, Papa, ich sehe sie."

„Sind sie weit?"

„Nein ... sie kommen immer näher."

„Halt dich fest, Boubou! ... Ich werde noch schneller laufen. ... Und steck die Füße in meine Taschen!"

„Warum, Papa?"

„Weil der schwarze Mann sie sonst frißt, zum Teufel!"

Die Aermchen des Kindes klammern sich entsetzt um den Hals des Vaters, erdrosseln ihn fast.

„Nicht so fest, mein Bub ... du erstickst mich ja!"

„Also ... er kommt noch immer, der schwarze Mann?"

„Er kommt noch immer."

„Ach, Papa! ... Retten wir uns!"

Vinzenz erreicht eine Querstraße. Er stürzt sich in sie. Wie er so mit angsterfülltem Gesicht weiter läuft, fällt er ein paar Weibern auf, die an einer Türschwelle sitzen.

„Wohin laufen Sie denn so?"

Der Gehetzte antwortet mit erzwungenem Lachen: „Ich! ... Ich spiel' bloß mit meinem Buben."

Und beginnt aus vollem Hals mit gellender Stimme zu singen:

„Hopp hopp hopp! Pferdchen, lauf Galopp!
Ueber Stock und über Steine,
Aber brich dir nicht die Beine,
Hopp hopp hopp hopp hopp,
Pferdchen lauf Galopp!"

Wie die Strophe fertig ist, setzt er mit leiser Stimme hinzu: „Lach' laut, Boubou! ... Noch lauter! ... Lach'! ... Vorwärts! Du mußt! ... Sie sollen glauben, daß du dich unterhältst."

„Ich fürchte mich, Papa!"

„Hopp hopp hopp! Pferdchen, lauf Galopp!
Ueber Stock und über Steine,
Aber brich dir nicht die ..."

„So lach' doch, Boubou!"

„Ich fürchte mich!"

„Hopp hopp hopp, Pferdchen lauf —"

Das Lied erstickt in einem Stöhnen: „Ach, meine Knie! ... Meine Knie!"

Da — ein Gäßchen rechts. Vinzenz läuft hinein.

Es war die höchste Zeit! Eben biegen die Verfolger in die Straße ein. Das Gäßchen ist kurz. Da sind schon die Festungswerke ...

Ein großer Rollwagen voll scheppernden alten Eisen kommt eben mit furchtbarem Lärm das äußere Bollwerk herunter. Vinzenz läuft dem schweren Wagen in die Mitte der Straße entgegen. Rasch sagt er noch zu Boubou:

„Jetzt mußt du weinen!"

„Weinen?"

„Ja ..."

„Ich kann aber nicht! ... Ich fürchte mich!"

„Wenn du nicht weinst ... ich geb dich gleich dem schwarzen Mann!"

Boubou schreit auf und bricht mit erstickter Kehle in Schluchzen aus.

„So ist's recht!" murmelt der Flüchtling und fuchtelt dabei aufgeregt mit dem Arm, um die Aufmerksamkeit des Wagenführers zu erwecken.

Der Rollwagen fährt langsamer, bleibt stehen ...

„Hallo, Kamerad," ruft Vinzenz sehr laut, denn das Schnauben des Motors läßt seine Stimme fast nicht aufkommen, „kommst du nach Saint-Antoine?"

„Warum?" fragt der andere erstaunt.

„Es ist wegen meines Buben ... er hat sich gerade den Fuß gebrochen ... er leidet so, der arme Kerl! ... Ich will ihn ins Spital bringen ... Hör', Kamerad, laß mich zu dir hinauf ... ich komme von weit her ... und er ist schwer, der Bub ... ich kann nicht mehr! ... Bring mich doch wenigstens bis an das Tor von Vincennes! ..."

„Ich bringe dich bis zum Spital."

„O, vielen Dank!"

„Steig' herauf! ... Vorwärts! Los!"

Vinzenz hat sich gesetzt, Boubou liegt in dem Arm seines Vaters. Der Rollwagen fährt sehr rasch weiter, denn der Führer, der ein guter Mann ist, möchte das verletzte Kind so schnell wie möglich in die kundigen Hände eines Chirurgen bringen.

Hinter ihnen aber stößt und kracht das alte Eisen unter donnerndem Getöse aneinander. Jeder andere Laut wird so verschlungen.

Und das ist ein Glück! Denn wie eine Bombe schießt jetzt aus dem Gäßchen der Trupp der Verfolger. Sie haben sich inzwischen vermehrt. Es sind ihrer mindestens dreißig: Polizisten, Eisenbahnbeamte, ein Soldat, Spaziergänger, Weiber ... sie schreien sich die Lungen aus: „Aufhalten den Mörder! ... Haltet ihn doch! ... Hallo, Rollwagen, aufhalten!"

Aber der Führer kann, wie er so über seinen Volant gebeugt sitzt, das Geschrei nicht hören. Und Vinzenz beschwört seinen Sohn ganz leise: „Schrei jetzt, Boubou, wie wenn dir etwas weh täte ... schrei noch lauter ... noch lauter!"

Der Wagen rollt immer rascher, und schon geben die atemlosen Schreier hinter ihm die Verfolgung auf. Als erste waren die Weiber an dem Rand des Gehsteigs zurückgeblieben. Jetzt disputieren die Männer, sich die Stirn trocknend, in einer heftig erregten Gruppe im Schatten eines Kastanienbaums. Nur der Soldat setzt die Verfolgung noch im Laufschritt fort, während die beiden Enden seines Kragens wie Flügel hinter ihm im Wind zusammenschlagen. Bald aber hält auch er erschöpft inne und bleibt wütend mit drohend erhobener Faust mitten auf der Straße unbeweglich stehen.

6. Kapitel.

Arm ... ganz arm!

„Da sind wir also beim Spital Saint-Antoine; soll ich dir helfen, den Buben herunterheben?"

„Danke nein, Kamerad."

„Du weißt, ich stehe dir gern zu Diensten."

„Wenn ich es nicht so eilig hätte, Kamerad, so könnten wir ein Glas zusammen trinken ... Aber mein Kleiner steht zu viel aus ..."

„Ach was, mach keine Geschichten! Bring ihn rasch ins Spital ... Vielleicht treffen wir uns bei Gelegenheit."

„Auf Wiedersehen! ... Und noch vielen Dank, Kamerad!"

Der Rollwagen fährt weiter. Vinzenz sucht so rasch als möglich aus dem Vorort, in dem es von Menschen und Wagen wimmelt, herauszukommen. Er biegt in eine stille, gerade Gasse ein, wo sich die Dämmerung, die ihre düstere Melancholie über die Stadt breiten will, schon verdichtet hat. Aus den niederen Türen der hohen schwarzen Häuser strömt wie ein schwerer Atem der muffige Geruch von schimmeligem Rinnstein und schlechtem Essen. Vinzenz, der Boubou noch immer auf dem Rücken trägt, wirft spähende Blicke nach rechts und links. Was sucht er nur? Zweifellos scheint er dieses etwas eben gefunden zu haben, denn er wendet sich plötzlich von der Mitte der Straße ab und geht in ein kleines Geschäft, dessen Rollbalken schon herabgelassen sind. Die mit großem, graugrünen Flaschenglas eingelegte Tür ist aber noch offen. Sie scheint den Kunden anzudeuten, daß man noch eintreten könne.

Es ist geradezu beunruhigend finster. Kaum daß man die Schwelle übertreten hat, steigt einem ein erstickender Geruch, der sich aus den verschiedenen Ausdünstungen von Schimmel, Phenol und verwestem Fleisch mengt, in die Nase.

Vinzenz macht die Tür rasch hinter sich zu. Die Dunkelheit in diesem verräucherten Loch ist so undurchsichtig, daß der gehetzte Mann regungslos stehen bleibt, um nicht an irgendein Möbelstück anzustoßen.

Da scheint plötzlich eine gedehnte, näselnde Stimme aus fernen Tiefen aufzutauchen.

„Sie wünschen?" fragt jemand, anscheinend ein Deutscher.

„Kleider", antwortet Vinzenz.

„Warten Sie! ... Dann zünde ich Licht an."

Eine rauchende Kerze steigt vom Fußboden auf, hebt sich, am Ende eines ausgestreckten Armes langsam in die Höhe. Dann taucht ein alter Zylinder empor, der den weißen Schädel eines Greises bedeckt, dann ein schmutzig weißer Vollbart, dann ein mit falschem Astrachan besetzter, breiter Kragen und dann ein unendlich langer, schwarzer Pelzmantel.

Das zitternde Kerzenlicht läßt eine große, grüne Fliege aufschnellen. In unsichtbarem Zickzack entfaltet sie ihren Flug, um dann sich überstürzend an dem Ladenfenster niederzuprasseln.

(Fortsetzung folgt.)

Das Aeffchen im Vogelkäfig

Von

Waldemar Keller

Zwei Wochen lang hatte ich die Gewohnheit, während meines Morgenrundganges durch die Straßen vor dem Schaufenster jener kleinen Tierhandlung Halt zu machen, die, hinter staubigen Bäumen, an einer breiten Avenue des Berliner Westens gelegen ist. Wellensittiche, Dompfaffen, Harzer Roller, Feuersalamander und Blindschleichen sind in diesem Laden immer zum Verkauf ausgestellt, nehmen also denjenigen, der öfter des Weges kommt, nicht mehr sehr in Anspruch. Eines Tages jedoch saß mitten zwischen dem bunten Federvieh ein graues Aeffchen. Man hatte es in einen Papageienkäfig gesteckt, hatte ihm eine Holzkugel zum Spielen gegeben, und nun hockte das Aeffchen dicht am Drahtgitter, schaute mit traurigen braunen Augen zu den Bäumen auf der Straße, und die Holzkugel lag im Futternapf.

Als ich des Tierchens zum erstenmal ansichtig wurde, hab' ich wohl eine halbe Stunde vor dem Schaufenster gestanden. Liebevoglich saß der kleine Kerl da, den Blick voll Sehnsucht und Hilflosigkeit starr ins Weite gerichtet. Zuweilen nur tasteten die Fingerchen, erschreckend in ihrer Aehnlichkeit mit denen eines Kindes, unruhig durch die Gitterstäbe, und es war, als sei dies Ausdruck plötzlich aufzuckender Gedanken: Wald, Sonne, Freiheit ... hinaus möcht' ich ... sei still, sei still ... du kannst ja nicht ... sie haben dich in einen Papageienkäfig gesetzt.

An diesem Vormittag machte mir keine Arbeit Vergnügen. Ich ging im Zimmer auf und ab, schüttelte mich unwillig, versuchte zu lachen — es half nichts: ich saß in einem Papageienkäfig, und draußen regnete es, und fern, fern war der Wald, die Sonne, die Freiheit.

Zwei Wochen lang hab' ich mein Aeffchen täglich besucht. Immer hockte es regungslos und traurig, schaute unverwandt auf die Straße, fingerte manchmal nervös an den Gitterstäben. Zuletzt schien mir, als erkenne mich der kleine Gefangene. Er schlug einmal die Augen auf, lange sahen wir beide uns an, stumm, nicht wissend, was der andere dachte, aber es sind gewiß hüben wie drüben bittere Gedanken gewesen. Auf der breiten Avenue rasselten die Straßenbahnwagen.

Eines Morgens war der Käfig leer. Sicherlich hat jemand das Aeffchen gekauft. Eine sehr parfümierte Dame wird den traurigen kleinen Kerl

am silbernen Kettchen über den Kurfürstendamm führen, entzückend, reizend, und dann wird die Lungenentzündung kommen und der Tod, und in einem Park unter nassen gelben Bäumen wird der Portier das Vieh einscharren. Die Dame aber kauft sich ein Meerschweinchen oder einen chinesischen Seidenspitz.

Es regnet. Es regnet. Die Arbeit macht kein Vergnügen. Ich hatte gehofft, im nächsten oder übernächsten Jahr wieder nach Südamerika fahren zu können. Wer weiß? Es braucht nicht gerade eine Lungenentzündung zu sein.

Auf den Kamps von Patagonien

Aus Tagebuchblättern

Von

Fritz Carl Roegels

Es ist Nacht. Seit Tagen bin ich nicht mehr aus den Kleidern gekommen und freue mich, diese Nacht einmal wieder ein Dach über meinem Kopf zu haben. Allerdings habe ich noch etwa 20 Kilometer zu reiten und dazu Schritt — denn im Ueberschwemmungsgebiet des Rio Chubut steht das Wasser auf dem Kamp meist 40 bis 50 Zentimeter hoch.

Die letzten Tage waren sehr anstrengend; es hieß, das auf dem Kamp weidende, durch Regenwasser und Hochwasser gefährdete Vieh zu retten, und in dieser Zeit mußte alles — Mann wie Pferd — sein letztes hergeben, um die kostbaren Viehherden zu bergen. Mit außerordentlicher Mühe ist es uns, mir und meinem Peones, gelungen, die Rinder, Pferde und einen Teil der Schafe auf einen höher gelegenen Teil des Kamps zu bringen.

Es ist Nacht. Ich reite allein, tiefe Stille um mich herum, nur dann und wann plätschert es in den Lagunen und im Rohr; es sind Enten und Kiebitze, die ich mit meinem Pferd aufstöße. Endlich geht der Mond auf und sendet gespensterhaften Schein auf den überschwemmten Kamp ...

Träumend sitze ich im Sattel und habe die Zügel auf dem Hals meines Pferdes und merke nicht, wie Stunde auf Stunde vergeht. Ich kann mich auf mein Reittier verlassen, das kennt die Richtung zur Estanzia und vermeidet mit klugem Instinkt sumpfige und tiefe Stellen ... Langsam macht sich ein Wind auf, in kurzer Zeit ist der Himmel mit Wolken bedeckt, und nicht lange darauf geht ein Platzregen nieder, wie ich ihn selten kennen gelernt habe.

Ich gebe meinem Pferd die Sporen, und trotz des hohen Wassers reite ich die letzten Kilometer in gestrecktem Galopp zu meinem Haus.

*

Eine Stunde später. Ich sitze nach beendetem Abendbrot in meinem Schaukelstuhl, schlürfe Mate, rauche meine Zigarette und überdenke die letzten Tage. Neben mir liegen meine Hunde und wärmen sich an meinen Füßen.

Da auf einmal hebt Kläs den Kopf, und auch Renga wird aufmerksam, springt zur Tür und versucht, aus dem verschlossenen Hause herauszukommen. Im nächsten Augenblick springe ich auf, lösche mit einem Griff das Licht und ziehe den Revolver. — Wer weiß, wer jetzt nachts 12 Uhr mich noch besuchen kommt!

Mit einem Sprung bin ich an der Tür, die Hunde dicht neben mir, mit der schußbereiten Waffe gehe ich im Schutze der Bäume dem Nahenden entgegen.

Kommt er näher oder reitet er weiter, war er vielleicht schon hier, hat mir eins meiner guten Reitpferde gestohlen und denkt nun, im Dunkel der Nacht zu entkommen?

Doch nein —, deutlicher höre ich das Plätschern im Wasser und höre dann und wann einen kräftigen spanischen Fluch.

An dem Schimpfen erkenne ich meinen Capetez. Was will Morales jetzt hier? — Ich glaubte ihn acht Stunden entfernt in seinem Rancho. Es muß etwas sehr Arges geschehen sein, was ihn nach hier, fort von seiner jungen Frau, zu kommen zwingt.

... In wenigen Minuten ist er bei mir und berichtet, daß der Rio auch bei ihm über die Ufer getreten sei, und daß eine Schafherde von etwa 3000 Stück im Wasser stände.

Was tun?

Jetzt ist es 12 Uhr, wenn wir gleich reiten, sind wir in sechs bis sieben Stunden an Ort und Stelle und können vielleicht die Herde retten. Einen Augenblick besinne ich mich, und dann habe ich meinen Entschluß gefaßt. Meine Müdigkeit ist verflogen, und während Morales mir ein Pferd sattelt, ziehe ich mich an, und eine halbe Stunde später sitzen wir im Sattel und reiten in die Nacht hinaus.

*

Totmüde und hungrig, Reiter wie Pferd, komme ich zu meiner Estanzia zurück. Aber da ist keine Hausfrau, die mir mein Essen schon bereitet hat, nein, hier draußen ist man auf sich allein — höchstens noch auf seinen Hauspeon — angewiesen. Und während ich am Kooral mein Pferd absattele, röstet der Mestize Salvador eine saftige Schafkeule am offenen Feuer.

Kaum bin ich in das Haus getreten, bringt er mir den in ganz Südamerika unvermeidlichen Mate und dreht mir, während ich das Getränk aus dem Rohr sauge, die erste Zigarette. Dann aber verläßt er mich, denn das Kochen erfordert vollständig seine Gegenwart. Nachdem ich mich umgezogen habe, mache ich mich an das gründliche Reinigen meiner Wohnräume, und kaum ist das beendet, so ist auch der Braten so weit, und Patron und Peon sitzen zusammen am Feuer und teilen brüderlich das Mahl.

Aber dann geht's ins Bett, lange liege ich noch wach und gedenke des aufreibenden Dienstes. Wenn auch einsam und für den Fremden eintönig, ist dies Leben für den Kampmann schön und befriedigend, fern von aller Kultur.